

SABINE THIESLER

DIE
TOTENGRÄBERIN

ROMAN

HEYNE <
EBOOKS

»Mein armer Hase«, flüsterte Magda, »jetzt hast du es bald geschafft. Das Schlimmste hast du hinter dir.«

Sie zog seine Lider hoch. Er war nicht mehr bei Bewusstsein und würde nicht spüren, was sie auch noch mit ihm tun musste.

Er lag jetzt im Koma. Im Urin wären diese Tropfen zwölf Stunden nachweisbar, im Blut lediglich sechs. Aber eigentlich war es egal. Sie würde dafür sorgen, dass niemand seine Leiche fand.

Doch noch war er nicht tot. Die Mixtur aus Barbituraten, die sie selbst hergestellt hatte, würde ihn nicht umbringen, sondern lediglich dafür sorgen, dass er nicht mitbekam, wie sie ihn tötete.

Sie wollte ihm nicht wehtun. Und sie wollte ihm keine Angst machen.

Wenn einer den andern betrügt, ist das Leben zu Ende.

Schatz, du hast es gewusst. Du kennst mich doch. Du hättest es nicht tun dürfen.

Sie holte die Spritze aus der Küchenschublade, schob ihm die kurze Hose hoch und injizierte ihm das Succinylcholin in den Oberschenkel. Das Mittel wurde bei Operationen häufig als Anästhetikum benutzt und löste eine totale Muskellähmung im ganzen Körper aus. Also würde auch die Atmung bald nicht mehr funktionieren, und das Herz würde aufhören zu schlagen.

Intravenös gespritzt hätte das Mittel zwar bereits nach wenigen Sekunden gewirkt, aber das traute sie sich nicht zu. Sie hatte Angst, die Vene nicht zu finden. Intramuskulär war sie da auf der sicheren Seite, auch wenn das Sterben ein klein wenig länger dauerte. Wie auch immer. Es gab keinen Weg zurück.

Magda nahm Johannes' Hand und streichelte sie.

»Mach's gut«, flüsterte sie, »wo immer du jetzt auch hingehst. Wir hatten eine schöne Zeit, und ich werde dich nie vergessen. Schade um dich, schade um uns, Johannes. Schade, dass du Carolina kennengelernt hast, wir hätten sonst bestimmt noch viele gute Jahre gehabt. Mein Freund, mein Liebster, schlaf gut. Schlaf für immer.« Sie küsste ihn aufs Haar und fühlte seinen Puls. Noch schlug sein Herz.

»Nur noch einen Moment, nicht mehr lange, dann fliegt deine Seele davon, Hannes. Nimm mir nicht übel, was ich getan habe, aber es ging nicht anders. Ich hätte dir nie wieder vertrauen können. Und ich wollte dich auch keiner anderen überlassen. Es gab nur diesen einen Weg. Verzeih mir.«

Johannes' Kopf kippte plötzlich zur Seite, sie sah, wie seine Halsschlagader noch einmal heftig pulsierte, und dann setzte sein Atem aus.

Magda spürte keinen Puls mehr. Johannes war tot.

8

Magda verriegelte die Terrassentür und zog die schwere Übergardine vor, die nicht nur vor neugierigen Blicken, sondern auch vor der Sonne schützte und die Küche im Sommer angenehm kühl hielt. Anschließend schloss sie am gesamten Haus die Fensterläden, aber nicht die Fenster.

Dann ließ sie Johannes vorsichtig vom Stuhl rutschen und legte ihn auf die Erde.

Sie hatte Zeit, denn nach der Gabe von Succinylcholin gab es keine Totenstarre. Aber sie hatte auch noch verdammt viel Arbeit vor sich.

Ihr fiel ein, dass sie ihre Tabletten nicht genommen hatte. Daher setzte sie sich, öffnete eine Flasche Mineralwasser und durchsuchte eine alte Teekiste, in der sie die Tabletten aufbewahrte, die sie regelmäßig nehmen musste. Ein bisschen Kalium fürs Herz, Kalk für die Knochen, Aspirin fürs Blut und ein Briefchen leichtes Abführmittel für die Verdauung. Das Pulver musste in Wasser aufgelöst und getrunken werden, zum Glück schmeckte es einigermaßen erträglich und erinnerte entfernt an Orangengeschmack.

Sie hatte gerade den Kopf im Nacken, um die Kalktabletten zu schlucken, die groß und trocken waren und sich nur sehr schwer hinunterspülen ließen, als das Telefon klingelte. Magda hielt den Atem an und zählte leise mit. Fünfmal, sechsmal. Dann stand sie auf. Das Klingeln zerrte an ihren Nerven, ihr brach der Schweiß aus.

Hör auf!, schrie sie innerlich, hör endlich auf! Ich bin nicht zu Hause. Wann kapiertst du das? Herrgott noch mal!

Nach dem siebzehnten Mal schwieg das Telefon. Sie ging zur Terrassentür und sah hinaus. Der Hof, der Weg und der Wald lagen vollkommen verlassen da. Die Grillen zirpten, die Luft flimmerte vor Hitze.

Sie legte eine CD von Adriano Celentano auf. Zum Abschied. Johannes hatte seine Lieder immer gern gehört. Celentano war für ihn der kernige, männliche Italiener schlechthin. »Azzurro« war das einzige Lied, von dem er alle Strophen auf Italienisch singen konnte, und er brüllte es auf jedem Dorffest begeistert mit. Falls er es im Jenseits noch hören konnte, würde es ihn freuen.

»Sento fishiare sopra i tetti, un aeroplano che se ne va«, sang Adriano. »Ich höre über den Dächern ein Flugzeug davonfliegen ...« Plötzlich überkam sie eine unerträgliche Wehmut. Sie sehnte sich danach, auch einfach in ein Flugzeug zu steigen und abzufliegen. Dies hier alles zurücklassen und nie wiederkommen. Irgendwo ganz von vorn anfangen. Ohne Johannes und ohne Schuld.

Plötzlich fiel ihr ein leicht beißender Geruch auf, der immer stärker wurde, je mehr sie sich dem Kühlschrank näherte. Sie schnüffelte die ganze Gegend ab und fand schließlich in einem Netz unter den Zwiebeln eine verschimmelte Zitrone.

Sie warf die Zitrone weg und merkte, dass sie Hunger hatte. Sie war ja noch gar nicht dazu gekommen, etwas zu essen.

Die Reste des Frühstücks standen noch auf dem Tisch. Zuerst nahm sie die leere

Müslischale, spülte sie sorgfältig aus und stellte sie zurück in den Schrank.

Anschließend schnitt sie sich eine Scheibe Brot ab und aß sie mit Parmaschinken. Dazu trank sie fast eine halbe Flasche Wasser.

»Es hat wirklich Spaß gemacht, für dich zu kochen, Johannes«, sagte sie lächelnd, lehnte sich entspannt zurück und sah in die toten Augen ihres Mannes, die sie kalt und vorwurfsvoll anstarrten. »Und ich glaube, unsere gemeinsamen Mahlzeiten werden mir fehlen, Liebster.«

In diesem Moment vernahm sie ein Motorengeräusch und hörte unwillkürlich auf zu atmen. Das Geräusch wurde lauter. Sie öffnete die Gardine vor der Terrassentür einen Spaltbreit und sah hinaus. Ein grüner Suzuki kam gerade den Weg herauf.

Magda erstarrte vor Schreck und schlich zum Fenster über der Spüle. Durch die Lamellen des Fensterladens konnte sie beobachten, was draußen geschah, und war sich sicher, nicht gesehen zu werden. Sie wartete und verharrte bewegungslos.

Der Wagen hielt direkt vor dem Haus.

Magdas Herz klopfte, der Schweiß stand ihr auf der Stirn.

Zwei Männer stiegen aus dem Auto, auf dem »Assistenza – Servizio – Manutenzione« und dann in riesigen Buchstaben »LIQUIGAS« geschrieben stand.

Wir haben noch genug Gas, dachte sie automatisch, und: Ich hab sie nicht angerufen. Was zum Teufel wollen die?

Der ältere der beiden klopfte energisch gegen die Terrassentür.

Magda rührte sich nicht. Sie hielt sogar den Atem an, als könnte sie sich damit unsichtbar machen.

»Accidenti, non c'è nessuno«, brummte sein Kollege, was so viel hieß wie: Verflucht noch mal, keiner da.

Warum ruft ihr auch nicht vorher an, ihr Vollidioten, dachte Magda, so wie es sich gehört. So wie es alle machen.

Der Ältere klopfte erneut. Länger, anhaltender, heftiger.

Magda rührte sich nicht, aber ihr war übel vor Angst.

Dann flüsterten die beiden. Magda konnte nicht genau verstehen, was sie sagten, sie hörte nur das Wort »macchina«, und siedend heiß fiel ihr ein, dass ihr Auto vor der Tür stand. Für Italiener ein untrügliches Zeichen, dass jemand zu Hause war.

Ich könnte ja spazieren gegangen sein, dachte Magda, oder schlafen. Oder krank sein. Jetzt nur die Nerven behalten. Schließlich können sie nicht einbrechen, nur weil ihnen niemand öffnet.

Aber all diese Gedanken beruhigten nicht ihren Herzschlag.

Die beiden Techniker der Gasfirma klopfen erneut, riefen laut »Signora Tillmann« und »Liquigas, Buongiorno!«, aber als sich daraufhin immer noch niemand rührte, zuckten sie mit den Achseln und fuhren davon.

Magda atmete tief durch.

»Das war knapp«, sagte sie zu Johannes. »Hoffentlich kriegen wir heute nicht noch mehr Besuch.«

Sie räumte das Frühstücksgeschirr ab und stellte alles in die Spülmaschine.

Sanft strich sie Johannes über die Wange, band sich die Haare hinten im Nacken

zusammen und ging hinaus, um sich an die Arbeit zu machen.

In den letzten Tagen, als Johannes noch in Berlin war, hatte sie sich schon den richtigen Platz ausgesucht. Es war nicht einfach, denn wie der Name schon sagte, war La Roccia sehr steinig. Im Grunde ein gewaltiger Felsen, von Erde bedeckt. Wenn man grub, war meist nach dreißig bis fünfzig Zentimetern Schluss, dann stieß man auf Stein. Die einzige Chance, und vielleicht auch die unauffälligste, war der Gemüsegarten. Johannes hatte ihn geliebt und fast täglich stundenlang dort gearbeitet. So war es wahrscheinlich nur richtig und gut, dass dieser Ort seine letzte Ruhestätte wurde.

Positiv war auch, dass Johannes in dem Gärtchen die Steine abgesammelt und vor zwei Jahren sogar vier Lastwagen mit Muttererde hatte kommen lassen. Am vergangenen Mittwoch hatte Magda ein Olivenbäumchen gekauft und schon mal ein Loch gebuddelt, um zu sehen, wie tief sie kam. Sie arbeitete anderthalb Stunden, und dann war das Loch achtzig Zentimeter tief. Genug, um einen Menschen zu vergraben. Das gesamte Grab konnte sie nicht vorbereiten. Das wäre zu auffällig gewesen.

Falls Johannes früher gekommen wäre und das Loch gesehen hätte, wollte sie sagen, sie hätte vorgehabt, das Olivenbäumchen zu pflanzen.

Aber Johannes war erst gestern Abend nach Einbruch der Dunkelheit gekommen. So konnte sie sich diese Lüge ersparen.

Sie hatte noch den ganzen Tag Zeit.

Um neun Uhr begann sie zu graben, um halb zehn taten ihr alle Knochen weh, und sie hatte kaum etwas geschafft. Die Haut an ihren Händen warf bereits Blasen. Nicht mehr lange, dann würde sie zwischen Daumen und Zeigefinger offene Wunden haben. Sie trank Mineralwasser und setzte sich einen Moment ins Unkraut, das in den letzten Wochen den ganzen Gemüsegarten überzogen hatte. Johannes hätte ein paar Tage gebraucht, um den Garten wieder so aussehen zu lassen, als ob da nie auch nur ein Halm Unkraut gestanden hätte. Normalerweise setzte er dann Tomaten, Salat, Gurken, Melonen und Kartoffelpflanzen, schob alle möglichen Zwiebeln in die Erde, steckte Petersilien- und Basilikumpflänzchen und säte, was man im Juni noch säen konnte. Und war glücklich. Auch wenn er die Früchte seiner Arbeit meist Massimo überlassen musste, der auf das Haus aufpasste, wenn sie nicht da waren, das ganze Jahr über den Rasen mähte, die Bäume beschnitt, Unkraut jätete und bei dieser Gelegenheit die Tomaten und das übrige Gemüse erntete.

Das musste sie diesmal unterbinden. Sie wollte nicht, dass Massimo hier im Garten herumkroch. Und vielleicht auch noch umgrub, um ihr eine Freude zu machen.

In der hinteren Ecke des Gartens wucherte das Unkraut auffällig stark, und das dort gepflanzte Gemüse wurde doppelt so groß. Denn an dieser Stelle war Bingo vergraben, ein weißer Terrier, den sie auf der Landstraße gefunden hatten. Fast verdurstet, verängstigt, verstört und an ein Vorfahrtsschild gebunden.

»Bingo«, sagte Johannes, als sie anhielten und aus dem Auto stiegen, »du hast gewonnen, Sportsfreund. Sei froh, dass wir dich gefunden haben, das ist für dich wie ein Sechser im Lotto.«

Sie packten Bingo auf den Rücksitz, päppelten ihn in den kommenden Wochen auf und versuchten ihm klarzumachen, dass ein braver Hund, der in Berlin und ab und zu auch in

der Toskana lebt, keine Teppiche, Möbel und Schuhe frisst. Dass er nicht ins Bett springt und sich nicht die Reste vom Tisch holt.

Bingo hörte gut zu, legte den Kopf schief, machte sein Häufchen unter dem Schreibtisch und kapierte erst nach einem halben Jahr, was seine Lebensretter von ihm wollten. Gerade noch rechtzeitig, denn Magda hatte – völlig entnervt – schon mit dem Tierheim Kontakt aufgenommen.

Sieben Jahre später starb Bingo an einem heißen Tag auf La Roccia an einem Bandscheibenvorfall und einer Herzschwäche. Wahrscheinlich in hohem Alter, das man nur schätzen konnte. Johannes grub ein Grab am Rande des Gemüsegartens, wickelte den Hund in seine Schmusedecke und beerdigte ihn. Ohne Stein, aber mit Tränen in den Augen.

Und Bingos verwesende Leiche machte die Erde fruchtbar.

Genauso wollte sie nun auch mit Johannes verfahren.

Sie grub und grub. Unterirdische Wurzeln machten ihr das Leben schwer. Sie zerschlug sie mühsam mit einer Machete, um weitergraben zu können. Laut fluchend über jede Schaufel Erde, die am Rand in die Grube zurückrutschte. Schweißgebadet und völlig verdreht war sie den Tränen nahe. Ständig hielt sie den Zollstock in die Grube, um die Tiefe zu messen. Vergrößerte sie das Loch in der Breite oder Länge, schien die Grube auf wundersame Weise und ganz von selbst wieder flacher zu werden.

Magda kämpfte und grub. Sie dachte mit Entsetzen an ihren toten Mann in der Küche und hatte gar keine andere Wahl.

Um zwei Uhr konnte sie einfach nicht mehr. Sie schwor sich, nie wieder in ihrem Leben eine Schaufel, einen Spaten, eine Spitzhacke oder eine Machete in die Hand zu nehmen, und ging unter die Dusche.

Johannes wirkte vollkommen friedlich, als sie zurück in die Küche kam. Sie war wütend auf ihn. Er war an allem schuld. Normalerweise rief man den Bestattungsunternehmer und hatte mit der ganzen Angelegenheit nichts mehr zu tun. Höfliche Menschen kamen ins Haus, legten den Toten in einen grauen Sarg und trugen ihn hinaus. Schoben ihn in ein Auto, schlossen die Türen mit den verdunkelten Scheiben, und er war für immer verschwunden. Vom Erdboden verschluckt. Die Vorstellung bei der Beerdigung, dass er in dieser Grube versenkt wurde, war nur noch ein Gedanke. Kein sichtbarer Beweis, kaum zu verstehen und eine saubere, keineswegs anstrengende Sache.

Nur sie musste ganz allein das Grab ausheben. Auf diesem fürchterlichen Stück Land mit diesem harten, steinigen Boden. Hätte Johannes das nicht gemacht, was er getan hatte, hätte er eines natürlichen Todes sterben können, und sie müsste diesen schrecklichen Tag nicht hinter sich bringen.

Sie machte sich eine Dose Thunfisch auf, aß ihn direkt aus der Büchse, trank einen halben Liter Milch und versuchte, Johannes dabei nicht anzusehen. Er machte sie nervös und erinnerte sie daran, was sie noch vor sich hatte.

Beim Graben war ihr auch bewusst geworden, dass sie das Unkraut des gesamten Gemüsegartens jäten musste. Eine entsetzliche Vorstellung. Aber in dieser Unkrautwüste fiel auch dem blindesten und fantasielosesten Menschen oder gar Polizisten auf, dass hier ein Grab ausgehoben worden war.